

Suhrkamp

André
Kaminski
Kiebitz

Roman

suhrkamp taschenbuch 1807

»Im Sport nennt man es wohl einen Hat trick: Schlicht mit *Kiebitz* hat André Kaminski sein drittes Buch überschrieben, das an den Erfolg von *Nächstes Jahr in Jerusalem* und *Schalom allerseits*, sein Tagebuch einer Deutschlandreise, anknüpft. Daß er wieder einen literarischen Treffer landet, steht außer Zweifel. Denn Kaminski erzählt erneut seine versonnene und versponnene Geschichte mit jener Mischung aus Melancholie und Humor, die nur ein Meister der jüdischen Erzählkunst beherrscht. Am Ende weiß man nicht, ob man lachen oder weinen soll.«

Nürnberger Nachrichten

Gideon Esdur Kiebitz hat die Sprache verloren. Ein Arzt in Zürich, ein ehemaliger Schulkamerad, versucht, Heilung zu bringen, unter einer einzigen Voraussetzung: Der Kiebitz hat ihm ungeschminkt mitzuteilen, was ihm alles im einundzwanzigsten Jahrhundert widerfahren ist. Und nun beginnt der Kiebitz zu erzählen. Schritt für Schritt offenbart sich ein Leben, das einem tatsächlich die Sprache verschlägt. Ein Leben zwischen den höchsten Höhen und tiefsten Tiefen, zwischen Himmel und Hölle, zwischen Aufstieg und Fall.

André Kaminski
Kiebitz
Roman

Suhrkamp

4. Auflage 2016

Erste Auflage 1991

suhrkamp taschenbuch 1807

© Insel Verlag Frankfurt am Main 1988

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

des Insel Verlags, Frankfurt am Main

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-38307-0

*Für Jerzy Markuszewski,
der mir zeigte,
was Mut ist, und – wie immer –
für Doris*

...bin ich mit Deinen Bedingungen einverstanden und werde Dich – Deinen Wünschen entsprechend – in Zukunft mit »Sie« anreden. Deine Andeutung, dies sei therapeutisch notwendig, leuchtet mir ein, und so will ich Dich fortan »Herr Doktor« nennen. Damit gehen wir vielleicht einer gewissen Vertraulichkeit verlustig, die unsere einstige Beziehung zu kennzeichnen pflegte; doch schaffen wir jene Distanz, die zwischen Arzt und Patient zu herrschen hat, wenn Heilung erzielt werden soll. Du schreibst, wir müßten mit jener »juvenil-gymnasialen Familiarität« aufräumen, wollen wir den Idealzustand des Erwachsenseins erreichen. Wahrscheinlich hast Du recht, und ich werde versuchen, unsere gemeinsamen Jahre an der Zürcher Kantonsschule hintanzustellen und in Dir nur noch den berühmten Psychiater zu sehen, der Du inzwischen geworden bist. Bevor ich aber – wie Du ausdrücklich verlangt hast – auf Abstand gehe, möchte ich Dich an eine Bemerkung erinnern, die Du vor etwa vierzig Jahren in bezug auf meine Person fallen ließest. Du sagtest nämlich im Dir eigenen Tonfall, mein Name sei eine »Heimsuchung«. Du sagtest das während einer Deutschstunde, und der alte Zollinger war buchstäblich hingerissen. Das Wort »Heimsuchung« schien ihm ausnehmend zu gefallen, weil es so archaisch klang und nicht alltäglich. Jedenfalls gab er das Zeichen zu einem höhnischen Lachkonzert, das mich außerordentlich verwirrte. Viel später begriff ich erst, wie treffend Deine Bemerkung war. Heute nehme ich sogar an, daß mein Name der eigentliche Kern meines Übels ist. Er lastete auf meiner Existenz wie eine Erbkrankheit, doch was soll ich machen?

Ich heiße Kiebitz, und das ist noch nicht alles. Ich heiße Gideon Esdur Kiebitz. Immer wieder begegne ich wohlwollenden Menschen, die mich zu trösten versuchen. Ein Name sei doch nur ein Name und ohne tiefere Bedeutung. Sie irren sich leider. Der Name ist alles. Er ist eine Hose, in die man hineinpaßt oder nicht. Ich passe hinein, gehe aber daran zugrunde. Ich trage meinen Namen wie einen Buckel, mit dem ich zur Welt gekommen bin und eines Tages ins Grab steigen werde. Der Kiebitz ist ja bekanntlich ein Vogel. Er gehört zur Familie der Regenspfeifer. Was hilft es da, daß ich nach Sonne lechze. Seit meiner frühesten Kindheit drste ich nach blauem Himmel und süßen Düften, doch bin ich dazu verurteilt, im Regen zu pfeifen. Im trüben zu fischen. Nach Wrmern zu suchen in Erde, Schlamm und Unrat. Das alles wäre ja noch erträglich; aber ein Kiebitz ist noch etwas anderes. Ein unwillkommener Zaungast. Ein mäßiger Zuschauer, der stets nur daneben sitzt und faule Bemerkungen macht. Schlimmer noch! Man verpönt ihn als Voyeur, der durchs Schlüsselloch in fremde Schlafzimmer spht. Man verabscheut ihn als Augenwischer und Ritzenkieker. Man will ihn loswerden. So schnell wie möglich. Das alles klebt an meinem Namen und noch viel mehr. Darum ist er – wie Du Dich damals ausdrcktest – eine Heimsuchung biblischen Ausmaßes. Meine Eltern müssen das gespürt haben; sie gaben mir – wahrscheinlich zum Ausgleich – zwei Vornamen. Gideon und Esdur. Während Kiebitz klein klingt und plebejisch, deutet Gideon in die Höhe. Gideon war ja ein Streiter Gottes und strahlender Held. Er führte die Juden gegen die Midianiter. Gegen die Amalekiter. Gegen die Stämme aus dem Osten. Er siegte, denn er war ein Auserwählter des Herrn. Er zog mit dreihundert Getreuen gegen einen hundertfach überlegenen Feind. Er zermalmte ihn; denn Gideon bedeutet »zermalmen«. Gideon war ein Riese,

der uns Juden von der Fremdherrschaft befreit hat. Dieser Name – so nahmen meine Eltern wohl an – sei ein Gegengewicht zum unbedarften Kiebitz. Ein schrecklicher Irrtum! Meine Eltern haben die Bibel nur flüchtig gelesen, sonst hätten sie gewußt, daß Gideon auch ein Heuchler war und ein eitler Geck. Nach dem Sieg über die Feinde haben ihm die Juden die Königskrone angeboten; doch stolz hat er sie abgelehnt. Mit einem falschen Lächeln soll er zum Himmel geblickt und gerufen haben: »Es gibt nur *einen* König, und das ist Gott.« Darauf ging er hin und verlangte die Stirnbänder der erschlagenen Feinde. Sie wogen 40 Pfund reinen Goldes. Ein unermeßliches Vermögen, von dem er sich einen Leibrock fertigen ließ und einen Kniemantel aus purem Edelmetall; so demonstrierte er, wonach ihm der Sinn stand. Ein Stutzer war er nämlich. Den Weibern wollte er imponieren. Übrigens, er hatte siebzig Söhne; man kann also errechnen, wie er seine Zeit vertrödelt hat. Gideon ist mein Schutzpatron. Ich schäme mich in den Boden hinein. Aber ich trage noch einen zweiten Vornamen. Esdur. Das komme aus dem Assyrischen, hat mein Vater gesagt, und bedeute der »Traumreiche«. Der »Seelenvolle«. Der »Schlafwandler«. Bitteschön. Warum soll ich nicht traumreich sein oder seelenvoll? Man kann auch übertreiben. *Ich* übertreibe immer. Man kann seine Träume mit der Wirklichkeit verwechseln. Mein Verhängnis! Man kann so seelenvoll sein, daß man die Grenzen des Anstands überschreitet und geschmacklos wird. Eine meiner Schwächen! Ein Schlafwandler soll ich sein. Das klingt zwar phantastisch, doch kann man so ungeschickt durch die Nacht wandeln, daß man vom Dach stürzt und sich das Genick bricht. Ich muß das alles vorausschicken, denn in meinem Namen liegt wohl der Ursprung meines Gebrechens. Zumindest teilweise. Wie ich Dich kenne, wirst Du jetzt sagen, ich gehe zu weit mit meiner Nabelschau.

Du irrst dich. Ich weiß, daß Esdur »seelenvoll« bedeutet, aber was ist die Seele ohne Weisheit? Nicht viel mehr als unbehauener Marmor, und genau das bin ich. Ein Inhalt ohne Form. Ich gebe ja zu, daß Esdur besser klingt als Kiebitz, aber ein eigentliches Gegengewicht ist Esdur auch nicht. Du hast sicher nicht vergessen, wie die ganze Klasse mich gehänselt hat.

Auch Du hast mitgemacht, mein lieber Paul. Ich hatte schon damals einen gesegneten Appetit, und ihr nanntet mich Freßdur, was mich nicht wenig kränkte. Einzig der fette Äschbacher hatte seine Freude an mir. Er hockte am Klavier und gab von sich, Es dur sei Beethovens Lieblingstonart gewesen. Die Eroica, das fünfte Klavierkonzert und die Klaviersonate, opus 31, Nummer 3 habe er in Es dur komponiert, und jeder Esdur dürfe stolz auf so einen Namen sein. Aber lassen wir das! Aus noch ganz anderen Gründen ist mein Name eine »Heimsuchung«. Wegen der absurden Verknüpfung entgegengesetzter Größenordnungen zum Beispiel. Das hochtrabende Gideon neben dem murkligen Kiebitz. Das erhabene Esdur neben dem häßlichen Sumpfvogel. Die Aufeinanderfolge des Großartigen und Trivialen reizt unwillkürlich zu Ausbrüchen hämischer Heiterkeit. Der Spannungssturz vom gewaltigen Gideon zum armseligen Regenpfeifer wirkt schlechterdings lächerlich. Mein Name ist schlimmer als eine Heimsuchung. Er ist eine Farce. Oder ein Schwank fürs Vorstadttheater; nur daß er eigentlich hundstraurig ist.

Ich bin – wie Du weißt – ein Mann des Wortes. Die Rede ist mir Beruf und Berufung; doch hat mich das Schicksal mit Stummheit geschlagen. Ich kann nicht mehr sprechen. Ausgerechnet ich, dem man nachgesagt hat, ein Salbader zu sein. Ein Hintertreppendemagoge. Ein Schönredner für Minderbemittelte. Seit meiner Ankunft in Wien leide ich an merkwürdigen Sprachstörungen. Zu-

erst habe ich nur ein mir peinliches Stammelnen bemerkt, das dann in qualvolles Stottern überging. Ich verhaspelte und verhedderte mich immer häufiger, bis ich nur noch unverständlich vor mich hinlallte. Seit letzten Dienstag wage ich nicht mehr, meine Mitmenschen zu kontaktieren. Beim Herannahen eines Unbekannten fange ich an zu zittern. Ich habe Atembeschwerden und Schweißausbrüche. Ich fühle, daß meine Zunge gelähmt ist. Du wirst also begreifen, daß ich Dich in diesem Zustand nicht aufsuchen kann. Ein therapeutisches Gespräch zwischen uns wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Ich bitte Dich daher, mit mir eine Korrespondenztherapie zu versuchen. Das mag zwar ein psychiatrisches Novum sein, doch für mich ist das unter den gegebenen Umständen die einzige Lösung.

Ich habe ein Interview mit Dir in der »Neuen Zürcher Zeitung« gelesen und bin überzeugt, daß nur Du imstande bist, mir zu helfen. Du wirst einwenden, daß der persönliche Kontakt von größter Bedeutung sei und daß ich das spezifische Ambiente Deines Hauses spüren müsse, damit Dein Einfluß auf mich wirken könne. Ich glaube aber kaum, daß dieser Einwand in meinem konkreten Fall gültig ist. Wir kennen uns schließlich aus der gemeinsamen Gymnasialzeit. Ich erinnere mich genau an das Haus Deiner Eltern, das Du ja – den Fotografien nach zu schließen – noch immer zu bewohnen scheinst. Ich höre den zögernden Tonfall Deiner Stimme und sehe Dein spöttisches Lächeln. Die Pressebilder beweisen, daß Du Dich kaum verändert hast. Nach wie vor ähnelst Du Dürrenmatt wie ein Ei dem anderen. Du weißt doch, daß ich ein phantasiebegabter Mensch bin. Auch auf Entfernung kann ich mir vorstellen, wie Du jeweils reagierst. Aus Deinen Briefen werde ich unschwer die Gesten Deiner Hände und die Bewegung Deines Gesichts erraten. Ich habe – das muß ich unterstreichen – vor kurzem eine

kleine Erbschaft angetreten, die mir mein amerikanischer Onkel James Grayson lebenswürdigerweise hinterlassen hat. Ich verfüge also über die nötigen Mittel für meinen Unterhalt und die erhoffte Therapie. Ich bin selbstverständlich bereit, Dich für Deine Mühen reichlich zu entlohnen. Auch wenn ich in Wien wohne und Du in Zürich, weiß ich mit Bestimmtheit, daß du mich heilen wirst. Von jetzt an will ich Dich – wie Du es gewünscht hast – mit »Sie« anreden.

Ich hoffe also, sehr geehrter Herr Doktor, daß Sie mir auch als behandelnder Arzt gewogen bleiben und daß unsere einstige Beziehung durch meine neue Stellung als Ihr Patient nicht beeinträchtigt wird.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr G. E. Kiebitz

Herr Kiebitz,
Ihr Vorschlag, mit Ihnen eine Korrespondenztherapie zu versuchen, ist nicht uninteressant. Meines Wissens wäre das tatsächlich ein Novum in der Psychiatrie, das der Wissenschaft neue Wege bahnen könnte. Aus diesem Grunde habe ich mich entschlossen zuzusagen und hoffe auf das Gelingen unseres Experiments. Der Erfolg hängt von uns beiden ab, doch ganz besonders von Ihnen und Ihrer Bereitschaft, mir immer ungeschminkt und selbstkritisch Auskunft zu erteilen. Ich lege größten Wert auf Ihre Aufrichtigkeit, zumal Sie, wie ich mich sehr wohl erinnere, seit jeher eine gestörte Beziehung zu den Tatsachen unterhalten. Sie werden sich erinnern, daß wir Sie Don Kiebitz de la Mancha zu rufen pflegten, da Sie schon in Ihrer Jugendzeit gegen Windmühlen und für Ideale kämpften, die sich durch besondere Lächerlichkeit ausgezeichnet haben. Ich nehme an, daß Sie im wesentlichen derselbe geblieben sind. Wenn Sie gesund werden wol-

len, müssen Sie vom eisernen Willen beseelt sein, Umkehr zu tun. Ich jedenfalls zweifle keinen Augenblick daran, daß Ihr Gebrechen in direktem Zusammenhang mit Ihrer Lebensfremdheit steht, mit Ihrer Phantasterei und Geltungssucht. Ihr Name hat damit wenig zu tun. Es mag zutreffen, daß ich Sie seinerzeit deswegen verspottet habe, doch glaube ich kaum, daß es Ihr Name war, der Sie ins Verderben gestürzt hat. Es waren Ihre Hirngespinnste – der Abgrund zwischen Ihren Wahnvorstellungen und der Realität. Ich wünsche darum, von Ihnen stets die nüchterne Wahrheit zu erfahren. Ich unterstreiche das Wort »nüchtern« und bitte Sie, von jeglichen Formen des Ihnen so geläufigen Überschwangs Abstand zu nehmen. Deshalb und aus keinem anderen Grund habe ich Sie gebeten, von jetzt an nur noch mein Patient zu sein. Familiaritäten wären, wie ich bereits gesagt habe, unserem Experiment abträglich. Ihre Hypothese über den Ursprung Ihres Gebrechens ist, das sei noch hinzugefügt, vollkommen unsinnig. Ihr Name kann nicht der Grund Ihrer Krankheit sein. Sie tragen ihn schließlich seit fast fünfzig Jahren, und Ihre Sprache hat erst jetzt versagt. Ihr Leiden ist zweifelsohne durch die Erfahrungen der letzten Zeit hervorgerufen worden. Über diese will ich unterrichtet werden. Aus Ihrer Anmeldung entnehme ich, daß Sie aus der Schweiz nach Polen und zwanzig Jahre danach aus Polen nach Österreich ausgewandert sind. In dieser erstaunlichen, zweimaligen Ortsveränderung dürfte des Rätsels Lösung liegen. Schreiben Sie mir also klipp und klar, wie Sie diese Zeit verbracht haben, und verschonen Sie mich mit Ihren Theorien. Der Psychiater bin ich und nicht Sie.

Sehr geehrter Herr Doktor,
ich verstehe, daß Sie mit Mißmut auf meine Hypothesen reagieren. Ich werde fortan versuchen, nur Fakten darzustellen und auf Kommentare zu verzichten. Wie ich nach Polen gekommen bin, wollen Sie wissen, und warum. Nun, es hat alles damit angefangen, daß wir – meine damalige Frau und ich – an einem messingbleichen Novembertag die Schweiz verließen und ins Land meiner Vorfahren reisten. Damals wußte ich nicht, Herr Doktor, daß man messingbleichen Tagen mißtrauen soll. Heute weiß ich, daß der November eine Endstation ist. Ich fuhr also mit Alice. Ins Wunderland, wie wir meinten, und das Herbstlicht verklärte unsere Hoffnungen.

Diese Frau war – so sah ich es in dieser Zeit – eine Windharfe. Aus Cremoneser Holz. Mit feingekurvten Körperformen. Ich konnte mich nicht satt hören an ihrer Stimme. Nicht satt sehen an ihren Augen. Sie hauchte die Wörter und gurrte wie eine Ringeltaube. Bewußt hatten wir alle Brücken hinter uns abgebrochen. Wir wollten keine Kompromisse mehr eingehen. Es gab kein Zurück für uns, das machte unsere Reise so schicksalhaft. Wir waren verliebt, und es fehlte uns an Weisheit. Wir wollten nicht wahrnehmen, daß der Weg ins Wunderland eine Einbahnstraße ist. Gepflastert mit sumpfgünen Träumen. Wir beschwindelten uns. Wir redeten uns ein, am Ende des Weges liege Kanaan. Der gelobte Garten Gottes, wo Milch und Honig von den Bäumen tropfen. Wir wußten auch nicht, daß die Einbahnstraße zum Abgrund führt. Zum Ende der Welt. Zum absoluten Nullpunkt. Wir ratterten lächelnd in die Unterwelt zu jener eisernen Pforte mit dem rostigen Namen Zebzydowice. Das ist unaussprechbar für westliche Zungen. Und schauerlich für polnische Ohren. Brzydko heißt nämlich »häßlich«, Wice hingegen »Dorf«. Polen beginnt mit einem häßlichen Dorf. Das war das erste Kapitel: Hier begann das

vermeintliche Paradies, und hier wollten wir unsere Liebe auf die Probe stellen.

Törichte Kinder waren wir, Herr Doktor. Auf alles meinten wir vorbereitet zu sein. Aber auf Zebrzydowice waren wir nicht vorbereitet, denn das war der äußerste Zipfel von Hinterindien. Das war Asien ohne Jadedempel, ohne Dschunken und Orchideen. Der fade Schlußpunkt einer humorlosen Erzählung. Wären wir älter gewesen und vernünftiger, hätten wir einen Nervenzusammenbruch erlitten. Statt dessen begrüßten wir die Grenzbeamten, als wären sie Erzengel des Himmels. Wir strahlten sie an und verteilten Schweizer Schokolade, gezuckerte Grüße aus der schlechteren Welt. Sie nahmen alles. Ohne mit den Wimpern zu zucken. Ihre Gesichter blieben zugenäht, und sie befahlen uns, die Koffer zu öffnen. Das war ihre Pflicht, zugegeben, aber warum wühlten sie darin, als verdächtigten sie uns der übelsten Missetaten? Heute weiß ich, daß sie uns einschüchtern wollten. Von Anfang an, um schrittweise unser Selbstwertgefühl zu brechen. Aber damals verschlossen wir die Augen vor den Tatsachen. Wir wollten unsere Träume nicht zerstören lassen. Sie fanden eine Dünndruckausgabe von Shakespeares Werken, verlegt in London und New York. Auf englisch, und das war die Sprache des Todfeinds. Sehr bedenklich, schienen ihre Augen zu sagen. Unsere Kleidungsstücke interessierten sie kaum. Sie wollten nur wissen, was in ihnen versteckt war. Das Waschzeug schauten sie erst gar nicht an, aber »Das Kapital« erregte ihren Argwohn. Eine Jubiläumsausgabe in braunem Leder. Karl Marx war ihnen kein Begriff, »Das Kapital« aber noch nach Kapitalismus, und der war verboten. Weiter fanden sie nichts, weshalb sie die Geduld verloren. Wir mißfielen ihnen aus unerklärlichen Gründen, und darum *mußten* sie etwas finden. Sie schlitzen alle Buchrücken auf, aber auch da war nichts. So befahlen sie uns,

den Eisenbahnwagen zu verlassen und erst wiederzukommen, wenn sie uns riefen. Wir fanden das in Ordnung und gehorchten ohne Widerrede. Wir überquerten den Bahnsteig, und zum ersten Mal atmeten wir polnische Luft. Wir waren im siebenten Himmel. Das war – so bildeten wir uns ein – die herbe Luft der sozialistischen Revolution. An einem Kiosk kauften wir zwei Dutzend Postkarten, die sich durch imposante Häßlichkeit auszeichneten. Wir setzten uns auf eine Eisenbank und schrieben an die Genossen, die zu Hause geblieben waren: »Herzliche Grüße aus dem einundzwanzigsten Jahrhundert«! Jawohl, lieber Herr Doktor. Genau das haben wir geschrieben.

Sie lächeln. Sie meinen, das sei ein Scherz gewesen. Aber nein. Wir meinten es ernst und kritzelten unsere Botschaft in tiefem Glauben an die neue Zeit. Was war nur damals mit uns los? Wir verschickten unsere Postkarten mit einem Text, der mich noch heute erröten läßt: »Herzliche Grüße aus dem einundzwanzigsten Jahrhundert«! Wir befanden uns im Zustand einer krankhaften Euphorie und wußten nicht, was wir taten. Das einundzwanzigste Jahrhundert ummoderte uns und stank uns an in seiner ganzen Öde. Und dennoch wähten wir uns im Schlaraffenland. Alles begeisterte uns.

In der Nähe des Kiosks hockte ein Marktweib. Sie verkaufte fauliges Sauerkraut und addierte ihre Einnahmen mit einem Zählrahmen, indem sie speckige Holzkugeln über ein Drahtgestell schleuderte. Das sind ja Rechenmaschinen aus der Steinzeit, schoß es mir durch den Kopf. Doch gleich besann ich mich. Das durfte ich nicht denken. Also sagte ich mir: Der Zählrahmen ist rührend, eine Wiederauferstehung untergegangenen Volkstums, ein Überbleibsel gemütlicher Zeiten. Hinter einem Zaun standen Roßfuhrwerke mit Kutschern, die auf Reisende warteten. Heiser murmelten sie Gebete vor sich hin, wo-

bei sie die heilige Jungfrau um die seltsamsten Dinge baten: »Unbefleckte Jungfrau von Czeŝtochowa. Schwarze Madonna von Polen. Gib uns heute unser täglich Brot und 590 Zloty für einen amerikanischen Dollar!« Sie flüsteren so laut, daß man sie hören, doch gleichzeitig so leise, daß man sie keiner illegalen Absichten bezichtigen konnte. Für Devisenhandel standen damals fünf Jahre Zuchthaus. Doch ganz Polen betrieb Devisenhandel und wird ihn betreiben bis ans Ende der Tage. Wir waren befremdet, Alice sogar empört – doch auch diese Erscheinung zählte ich zum Kapitel untergehenden Volkstums. Genau wie die Bettler, die sich plötzlich um uns scharten, in Lumpen gehüllte Krüppel an Leib und Seele. Doch bettelten sie nicht, weil es verboten war. Nur die Hände streckten sie aus. Sie sagten kein Wort, aber jeder von ihnen schien seine Methode zu haben, Mitgefühl zu erwecken. Der eine bebte am ganzen Körper. Der andere vergoß stumme Tränen. Der dritte starrte gläsern vor sich hin. Aber wir gaben nichts, obwohl uns fast das Herz blutete. Wir hatten ja gelernt, daß es keine Not gab im einundzwanzigsten Jahrhundert. Wer da um Almosen flehte, mußte ein Schmarotzer sein, ein arbeitsscheues Element. Zuerst gewahrten wir nur einen, dann drei oder vier. Zuletzt einen ganzen Haufen. Woher waren sie aufgetaucht? Es gab doch zahllose Sicherheitsbeamte und Kilometer von Stacheldrahtverhauen. Doch plötzlich kam jemand. Wie aus dem Nichts. Einer, der bei den Bettlern Schrecken verbreitete. In Zivil, und das verhiieß nichts Gutes. Der nahm kein Trinkgeld, erklärte man uns später, und darum war er gefürchtet. Der Alptraum löste sich in Luft auf. Innerhalb weniger Augenblicke war wieder alles in Ordnung, und ein Bahnhofsbeamter gab uns das Zeichen einzusteigen. Bald würden wir weiterfahren können. Tiefer hinein in die Mongolei. Das Abteil war jetzt menschenleer. Die Grenzbeamten

waren weg. Unser Gepäck ebenfalls. Da konnte etwas nicht stimmen. Wir eilten wieder hinaus. Zum Stationsvorsteher und beschwerten uns. Er blickte uns an, als wären wir auf den Kopf gefallen, und knurrte: »Seid ihr von allen guten Geistern verlassen? Wie kann man seine Habe unbewacht im Wagen lassen? Wißt ihr denn nicht, in welchem Land ihr euch befindet?«

Da erwiderte ich mit der mir eigenen Einfalt: »Es ist ausgeschlossen, daß wir bestohlen wurden. Man hat uns erst durchsucht, als schon alle Passagiere das Abteil verlassen hatten. Außer uns gab es nur Grenzbeamte und Zöllner.«

Der Stationsvorsteher rang nach Luft: »Und wer sagt euch, daß Grenzbeamte nicht stehlen können? Oder Zöllner? Die können noch viel mehr. Die sind uniformiert und tragen das Parteibuch in der Tasche.«

Angewidert drehten wir uns um und gingen ins Abteil zurück. Dieser Kerl war ein Miesmacher. Ein erratischer Block aus vergangenen Zeiten. Er meinte wahrscheinlich, wir stünden auf seiner Seite und seien Gegner der neuen Welt, weil wir aus dem Westen kamen. Wenn der hoffte, uns einfach den Kopf verdrehen zu können, dann täuschte er sich. Wir zählten schließlich zur Avantgarde. Neue Menschen waren wir. Baumeister des einundzwanzigsten Jahrhunderts. Uns enttäuschte nichts, und Rückschläge festigten unsere Überzeugung. Das Gepäck hatte man uns geraubt. Na und? Wir konnten auch ohne Gepäck leben. Noch besser sogar. Ohne Ballast war es uns leichter.

Herr Kiebitz,
es juckt mich, Sie zu fragen, ob Sie ein Psychopath sind oder ein Idiot. Ihr Verhalten schließt weder die eine Möglichkeit aus noch die andere. Ich denke aber, daß mit

Ihren Sinneswahrnehmungen etwas nicht in Ordnung sein kann. Sie scheinen grundsätzlich nur das zu perzipieren, was Ihren Wunschvorstellungen entspricht. Sie sichern sich Ihren Seelenfrieden mit Hilfe plumper Illusionen. Ihr Brief befremdet mich in jeder Hinsicht. Zahllose Fragen drängen sich auf. Wie kamen Sie dazu, Ihr warmes Nest zu verlassen? Warum fuhren Sie ausgerechnet in ein Land, von dem nichts übriggeblieben war und das ganz offensichtlich von Spitzbuben regiert wurde? Ging es Ihnen denn schlecht in der Schweiz? Kaum, denn ich erinnere mich an Ihr Elternhaus, an schöne Bilder, Skulpturen und Teppiche. Nur ein Irrer konnte das aufgeben. Oder waren Sie vielleicht ein Opfer von Verfolgung? Wegen Ihrer Rasse oder Ihrer Überzeugung? Ganz bestimmt nicht, denn die Schweiz ist bekanntlich eines der tolerantesten Länder der Welt, was auch *Sie* nicht bestreiten können. Und dann dieser horrende Selbstbetrug. Die Unfähigkeit, den Tatsachen in die Augen zu blicken. Diese infantile Begeisterung für den erstbesten Humbug, mit dem Sie konfrontiert werden. Ich will natürlich Ihrem Bericht nicht vorauseilen, und es liegt mir fern, Ihren Fall bereits jetzt zu beurteilen, doch muß ich herausfinden, ob Ihre Geistesstörung angeboren oder erworben ist. Wenn sie angeboren ist, was ich nicht hoffe, kann ich Ihnen nicht helfen. Für endogene Hirnschäden bin nicht ich zuständig, sondern der Neurologe. Sollte es sich jedoch um ein exogenes Übel handeln, wäre eine Heilung denkbar. Ich muß Ihnen aber einschärfen, daß Sie in Ihren Briefen auf jede Form von Überschwang verzichten sollten. Wenn Sie schreiben, Ihre Frau sei eine Windharfe gewesen und dazu noch aus Cremoneser Holz, erschweren Sie uns die kritische Einsicht in die tatsächliche Situation. Verzichten Sie bitte auf alle Schnörkel! Schreiben Sie kurz und nüchtern, wie es der alte Zollinger von uns verlangt hat. Das liegt in Ihrem ureigensten Interesse.